

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 206 (1933)

Artikel: Das Wegrecht
Autor: Lang, Robert Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Wegrecht.

Novelle von Robert Jakob Lang, Uetikon am See.
(Nachdruck verboten.)

Das Dorf ist ein freundlicher Garten. Die roten und braunen Dächer hängen wie Rosen zwischen den dichten Kronen der Obstbäume; wie ein helles Band liegen darum die gelben Kornfelder und dunkelgrünen Kartoffeläcker. Mitunter läßt sich ein Vogel vom höchsten Gipfel eines Baumes auf die Straße fallen und dreht mit merkwürdiger Geruchsamkeit sein Köpfchen nach jedem Geräusch. Wenn der Zug in den Bahnhof einfährt, hört man es in den Stuben, in welchen die Fenster offen stehen. Die Frauen sind mit Heimarbeiten hinter den Stöcken verborgen; sie fahren sich über die Stirne und rücken mahnend zurecht: „Herrjeses, schon halb 5 Uhr!“ Um 6 Uhr läutet die Betglocke mit sprödem Schlag Feierabend; die Milchkarren kesseln und die Arbeiter aus den wenigen Fabriken gehen in lockeren Reihen zwischen den Häusern. Die Sonne leuchtet blendendes Licht in die Fenster Scheiben; aber auf der Straße liegt schon die erste feuchte Spur der Abend Schatten. Zuerst schreitet man achlos an diesen Dingen vorbei; sie sind einem gewöhnlich wie der Stundenschlag. Manchmal aber gehen einem aus irgendeinem Grunde die Augen auf, und man möchte vieles, was man noch nicht weiß, zu dem Sichtbaren erfahren. Auch heute ist so ein Tag, und der alte Herr Erni neben mir scheint seine Gedanken inwendig zu haben, wie er zu sagen pflegt, wenn er sich an einer guten Sache im Stillen freut. Er ist ein rüstiges, graues Männchen und stützt sich mit kindlicher Hochachtung auf den silbernen Knopf seines Stockes, welchen er von seinem Vater ererbt hat.

Der junge Rietmeier geht an uns vorbei. Er hat einen großen Hof jenseits des Flusses in Pacht; eines der schönsten und bestgelegenen Gewerbe der Umgegend. In seiner Begleitung ist ein Herr aus der Stadt mit der Aktenmappe.

„Es wird wegen dem Wegrecht sein,“ vermutete ich, nachdem die beiden außer Hörweite sind.

„Man muß nicht immer meinen, daß es einen rechten Weg gebe, wenn man um ein Wegrecht prozessiert,“ spöttelt der Alte fast wehmütig.

Eine Weile darauf begegnet uns die Neuhauser Rose, ein altes Fräulein, welches sich in ein kleines, blumenumspunnenes Häuschen neben demjenigen ihres Bruders zurückgezogen hat.

„Guten Abend, Fräulein!“ winkt mein Gefährte, daß sie rot wird wie ein junges Mädchen. Nun ruft sie mit einer lieben Stimme wieder „Guten Abend, Seppi!“

Der Abend schien heute seinen Abschied besonders leuchtend haben zu wollen: die Blätter an den Bäumen waren vergoldet, und der Himmel hatte einen hellroten Schimmer wie selten.

„Ja, ja, das Wegrecht,“ sagte Herr Erni, „es hat sich schon mancher dabei auf die läge Straße begeben und den Rant nachher nicht mehr rechtzeitig finden können. Wenigstens ist es mir so gegangen.“ Er nahm seinen Hut ab, strich sich über den Kopf und fuhr fort, ohne den Hut wieder aufzusetzen: „Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen eine Geschichte erzählen, welche auch von einem Wegrecht handelt, und in welcher auch prozessiert wird. Wir können dabei unsern Abendspaziergang über den Berg ausdehnen und von der Waldseite wieder ins Dorf hereinkommen.“

Ohne meine Zustimmung abzuwarten, bog er links neben dem Brunnen ab und ging den schmalen Weg dem Hügel nach hinauf.

„Man braucht um kein halbes Jahrhundert zurückzuzählen“, fing er an. „Ich war nicht viel über zwanzig Jahre alt und eben von der Rekrutenschule zurückgekehrt. Die Erfüllung militärischer Pflichten stattet den Jüngling mit einer selbstgefälligen Wichtigkeit aus, welche auch mich nicht ohne Stolz ließ. Ich war wohl nun erst recht ein Mann und nahm mir vor, es bei jeder Gelegenheit und unter allen Umständen zu beweisen. Die erste Gelegenheit war die Kilbi. Sie wissen, wie es etwa bei einer solchen zugehen pflegt. Das war auch früher nicht viel anders, nur daß man damals noch eher unter sich festete, und die ganze Herrlichkeit mehr auf die eigene, als auf die fremde Belustigung hinauslief. Es wurden selbiges Mal zwei Buden aufgeschlagen: Eine, in welcher „Der wahre Jakob aus Chicago in Amerika“ mit heiserer Stimme nachwies, daß die Bälle, welche man auf seine Fallpuppen zu werfen sich anschickte, und diese Fallpuppen selbst eine besondere Anziehungskraft zueinander hätten,

so daß es beinahe ausgeschlossen sei, daß sie sich nicht begegneten. Kam dennoch ein Fehlschuß vor, so hatte man eben den falschen Ball auf die falsche Puppe geworfen, und es war wieder eine Wahrheit mehr auf der Welt. Die zweite Bude war der „Salon de l'avenir“, in welchem eine alte Hexe mit einem Raben auf dem Kopf und einer Katze auf der Schulter das Schicksal für zwanzig Rappen unter scheußlichem Augenverdrehen wahrheitsgetreu enthüllte. Die Zukunft offenbarte sich in Sprüchen, von welchen mir, weil sie auf mich gemünzt waren, zwei in Erinnerung blieben. Sie sind mit seltsamer Genauigkeit eingetroffen. Der eine lautete:

„Mit dir meint es das Schicksal gnädig,
Heiratest du nicht, so bleibst du ledig.“

Und der andere:

„Hast du einen Schatz dann trau'n,
So ist er schwarz, blond oder braun.“

Ich muß gestehen, daß mir diese Verslein einige Verlegenheit bereiteten, weil ich in Begleitung der Fräulein Höfliger war, der Neuhauser Rose. Man ist in dieser Beziehung merkwürdig: was irgendein Hauch von Anspielung auf eine Möglichkeit ist, deren Erfüllung zum mindesten nicht unangenehm wäre, macht einem Sturm. In diesem war es mit der vorgenommenen Männlichkeit trotz der Gelegenheit nichts. Ich mußte es also auf die Umstände ankommen lassen.

Als wir bis spät in die Nacht hinein mehrere Male miteinander getanzt hatten, band ich meine Mutterlein zusammen und frug Fräulein Rose um die Erlaubnis, sie heimzubegleiten. Diese Rederei war wenigstens überflüssig, weil die Auskunft darauf immer selbstverständlich ist; aber mir bedeutete es etwas, daß die Berechtigung besonders und mit ein wenig versteckter Freude bestätigt wurde. Ich holte meiner Tänzerin auf ihrem Tisch Umhang und Sonnenschirm, und wir machten uns auf den Heimweg. Die Nacht sah so herrlich aus, als sie überhaupt an einer Kilbi und für Verliebte es tun kann. Wenn ich mich allerdings heute recht besinne, so scheint es mir, es wären schon, als wir den Tanzboden verließen, Spuren jenes Gewitters am Himmel gestanden, welches meinen Hoffnungen so freundlich entgegenhalf. Wir hätten, wenn es auf die Schnellig-

keit angekommen wäre, die Dorfstraße eingeschlagen und in fünf Minuten beide zu Hause sein können, aber weder meine Begleiterin noch ich verfielen auf diesen gewöhnlichen Ausweg. Wir schritten vielmehr zufrieden und stumm mitten in die Baumgärten hinein, dem Fluß zu. Vorläufig schien noch der Mond. Er zitterte silbern auf den Wellen und warf scharfe Schatten in die Wiesen. Aus der Ferne hörte man Tanzmusik und über dem Dorfplatz war ein spärliches, trübes Licht. Ich weiß nicht, ob man mit Überlegung dem Ziele zusteuern kann, an welchem mir lag. Wenigstens gelang es mir so lange nicht, auf das rechte Geleise einzulaufen, als ich darüber nachdachte. Ich sinnierte ziemlich wortfarg neben meiner Begleiterin her und hatte trotzdem die herrlichste Empfindung der Welt. Zwischen zwei auf der Landseite des Flußweges stehenden hohen Eichen gingen wir hin und her. Ich glaube, daß im Stillen beide vom Schatten dieser Bäume etwas erwarteten. Ich hätte vor Aufregung kaum mehr ein vernünftiges Wort sprechen können, und doch gerne sehr vieles gesagt. Es kam mit meiner Rede wie mit dem Schatten: ich wartete vergebens.

Glücklicherweise müssen die verborgensten Geheimnisse offenbar werden; uns leuchteten sie in einem jähen und starken Gewitter auf. Beim ersten Schlag faßte Rose erschrocken nach meiner Hand, und ich konnte meinen Arm um sie legen, ohne daß sie sich sonderlich sträubte. Wir waren ziemlich weit abgekommen, und Häuser standen am Flusse keine. Da das Wetter an Heftigkeit zunahm, und nun auch vereinzelte schwere Tropfen fielen, wurde mein Mädchen immer unruhiger. Sie barg bei jedem Aufladern ihren Kopf an meine Brust. So liefen wir dem Dorfe zu. Dieser Heimgang ist die schönste Begebenheit meines Lebens. Trotzdem ich bei allem nur einen unsichern Mut zustande brachte, trug ich doch das gute Bewußtsein, die Neuhauser Rose zu schützen, und ich machte dennoch einen Mann aus. Wäre ich abergläubisch, hätte ich später feststellen können, daß Gewitter und Auseinandergehen das Vorspiel zu dem abgaben, was uns bevorstand. Der Regen hatte tückisch auf den Augenblick gewartet, in welchem wir uns verabschiedeten, um niederträchtig einzufallen. Es war auch in Zukunft viel

Wettergewölk über uns; der Abschied war vielleicht nicht so unvermittelt, aber es war doch, als ob ein Regen nach und nach zwei Feuer auslöschte, und in den Gefäßen, in welchen sie leuchteten, nur noch kühle, graue Asche zurückließe.

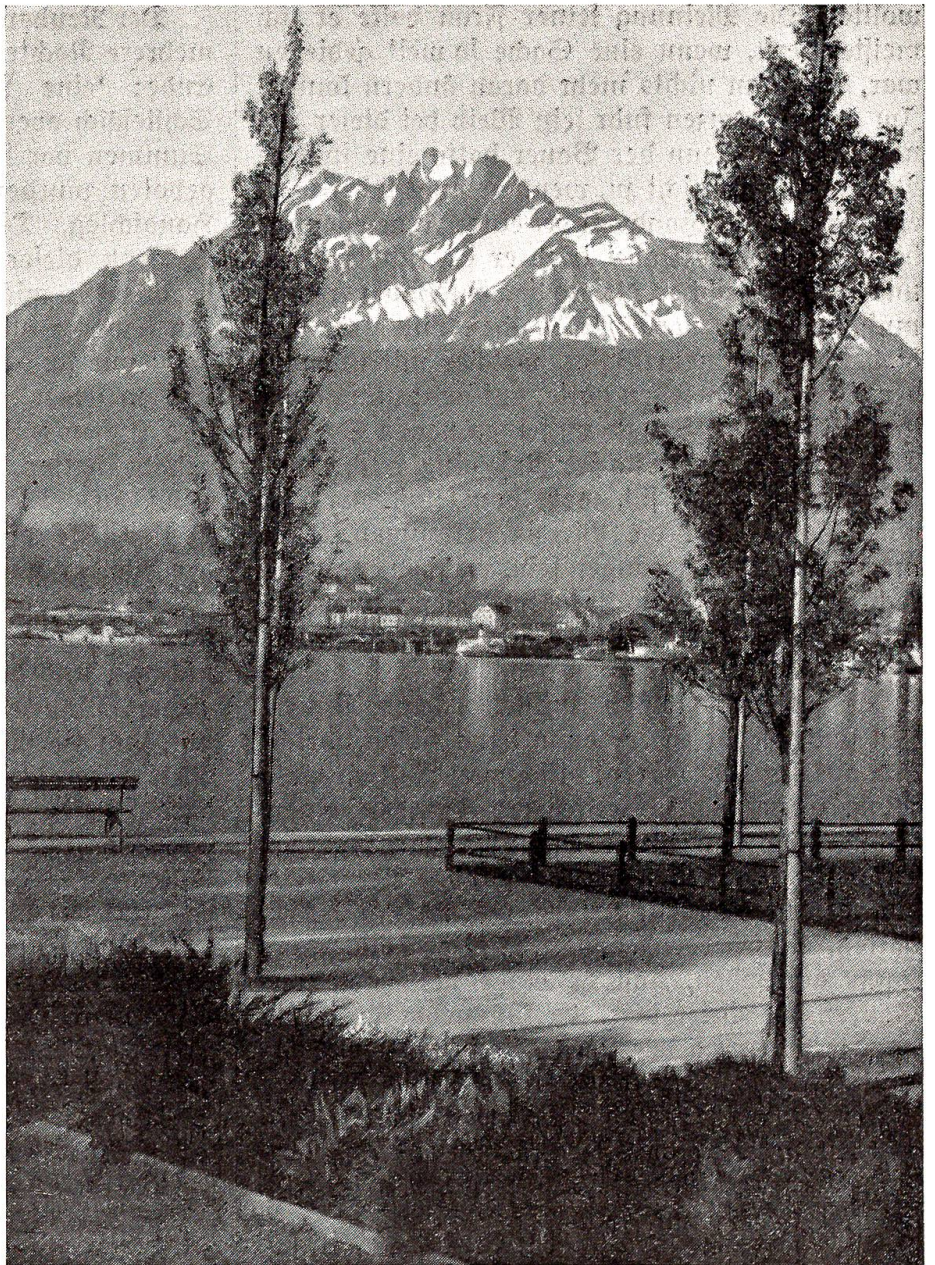
Seit mehreren Wochen machten sich Geometer mit ihren rotweißen Meßstangen in unserer Gegend bemerkbar. Es handelte sich darum, eine Bahn durch den Ort der Hauptstadt zuzuführen. Das Dorf sah mit Neugierde und Ängstlichkeit diesem Unternehmen entgegen. Damals war das Gewöhnliche, daß man einen Schienenstrang nur vom Hörensagen kannte. Immerhin hatte man die Notwendigkeit der Neuerung heraus. Ein Hafen fand sich aber nur in der Sache: die Absicht, die Bahn durch die „Grundmatte“, welche dem Höfliger, dem Vater der Rose, gehörte, zu führen und auf dieser den Bahnhof anzulegen.

Zum Neuhauserhof gehörte damals das Land bis über die Langeneckerbrücke hinaus. Die Bahn hätte nun das abgerundete Gut zerschnitten.

Der Bauer war nicht zu bewegen, sich auf die Sache einzulassen. „Baut meinetwegen die Bahn, ich red' nichts drein; aber macht um mein Land herum“, beschied er.

„Sperr nicht so, Höfliger“, setzte ihm mein Vater, welcher Gemeindepräsident war, auseinander. „Was kommt, ist wohl ein Opfer wert, und du könntest es ohne viel Umstände mit dem allgemeinen Wohl halten.“

„Das allgemeine Wohl ist ein Schleck für die Wahl- und Schützenfestkälber; mich lockt du damit nicht ins Gatter!“



Zum 50jährigen Jubiläum der Gotthardbahn.

Luzern, Spittelerquai und Pilatus.

Phot. Wehrli, Zürich.

„Es wäre auch nicht unprofitlich“, meinte der Vater, „sie sollen rechte Bazen haben.“

Das schien den Neuhauser weich zu machen. „Ich will dann mit der Frau darüber reden.“

Das war eine jener ihm geläufigen Ausflüchte, wenn er sich nicht schüssig in einen Handel einlassen, sondern eine Nacht darüber schlafen

wollte. Die Meinung seiner Frau holte er sich meistens erst, wenn eine Sache so weit gediehen war, daß man nichts mehr daran ändern konnte. Im großen ganzen fuhr sein Weib bei dieser Art nicht schlecht, denn der Bauer hatte eine spürige Nase, und griff nicht zu, wenn er nicht sicher war, eine ordentliche Handvoll bei einer Angelegenheit herauszuziehen. Dabei trieb er es nicht geiziger und drauffseherischer, als es eben ein Bauer treiben muß, wenn er vorwärts machen will. Er kam bisher mit meinem Vater, welcher mit ihm auf der Schulbank gegessen hatte, gut aus; nun gab er ihm leicht hin die Schuld an seinen neuen Sorgen. Daß ich dabei, wenn ich zur Rose ging, auch etwas abbekam, verstand sich wohl von selbst. Er war ohne Hader über die Vierzig gekommen. Alles mochte den Weg gegangen sein, welchen er als den rechten ansah; nun sollte es mit dieser Gewohnheit zu Ende gehen. Das brachte er nicht in den Kopf.

Er konnte plötzlich stillstehen und sinnen. Hin und wieder zog er dann seine Hosen, welche ihm ausgerutscht waren, mit einem Ruck an ihren Platz. Sein schmieriges Hemd hing in einem Wulst über den Bund hinunter und war am linken Arm zerfetzt. Seine nachlässige Art machte den beiden Frauen, welche um ihn zu sorgen hatten, viel Verdruß. Man hätte es dem Mann kaum angesehen, daß er einer der hablichsten Bauern des Ortes war. Er kümmerte sich weder um die Meinung der Leute, noch um den Ärger seiner Weiber. Für ihn war Hoffart, zu welcher er wie selbstverständlich auch die eigene Ordentlichkeit rechnete, etwas Feiertägliches. Zum Werktag gehörte die Arbeit, und wer arbeitete, dem mußte man es anmerken.

Das hohe Dach ging breit über Tore und Türen und schirmte Stiege und Laubenplatz vor der Küche. Es herrschte um und an dem Hause eine Sauberkeit, welche erfreulich vom Bauern abstach. Es hätte keinem der Knechte einfallen sollen, die gleichen Gründe für eine Vernachlässigung aufzubringen, welche der Höfliger für sich beanspruchte. Die beharrliche Unordentlichkeit des Bauern war übrigens eine seiner wenigen Untugenden, sonst war er musterhaft und klug. Man holte ihn zu allen öffentlichen Angelegenheiten und tat damit einer Sache keinen Abbruch.

Der Neuhauser überlegte sich den Handel durch mehrere Nächte hindurch. Er kam an kein richtiges Ende; seine Matte wurde ihm zerschnitten. Schließlich aber, als er immer wieder die runden Summen vor sich sah, welche für das Land angeboten wurden, machte er kurz und gab den Handschlag. Die schönste Zeit hatten Rose und ich trotz dieser Erledigung nicht. Der Bauer brachte für mich kaum den „Gutentag“ zuwege. Ich habe es allerdings erst nachträglich gemerkt, denn wir fanden genug für einander zu sinnen und zu sehen in jedem Tag, als daß wir Ohren und Augen für anderer Leute Ungemütlichkeiten gehabt hätten. Der Herbst ließ sich besonders schön an. Die Bäume hingen voll Obst, wie Blütenstöcke an der Sonnseite, und das Laub der Wälder stand in den buntesten Farben.

An einem Sonntag machten die Rose und ich uns über den Berg in den Wald. Es war nachmittags, und die meisten Leute noch nicht unterwegs. Die Frauen hatten in ihren Küchen zu tun, und die Männer saßen beim Jaß. Manchmal hörte man ein Rollen durch den stillen Tag, darauf fielen irgendwo die Regel in einer Bahn. Trotzdem wir unbehelligt waren und uns viel Gutes zu sagen hatten, ging es ohne Worte zwischen uns her. Wir führten uns an der Hand; ich spürte es meinem Mädchen an den Fingern ab, daß ihm etwas auf dem Herzen lag. Hinter dem Berg begegneten wir dem Oberlehrer Meier. Er hatte den Hut im Nacken und einen Grashalm im Mundwinkel.

„So, so!“ sagte er. „Geht's einen Weg aus!“ und lächelte ein wenig.

Die Rose tat ihrem Namen Ehre und errötete, als brachte ihr der Lehrer etwas Unrechtes aus. Er ging gutmütig weiter. Nachher lief meiner Liebsten der Spruch leichter vom Mund:

„Der Vater hat dann gefragt, was mit uns beiden sei; ich habe ihm aber nichts sagen mögen, da ich ja nicht weiß, wie du es meinst. Du wirst also die Sache selber besorgen müssen. Allerdings wortgebzig ist er jetzt gerade nicht, und der Mutter und mir wäre es recht, wenn der Eisenbahnmärt einmal abgeschlossen wäre.“

Der Handel legte sich unfroh auf unser Zusammengehen. Ich machte mir nicht viel daraus, und zudem war der Tag nicht zum Kopfhängen

da. Man sah über die Hügel die Schneeberge, und unter uns lag das Dorf ruhig und zutraulich. Ich bin immer stolz auf mein Dorf gewesen. Damals, als ich mit Rose ging, war ich's ganz besonders. Wenn man ein Mädchen hat, geht es einem, als ob man die goldene Brille über der Nase trüge. Es hat alles seinen bessern Platz und seinen schöneren Sinn. Man kann nicht traurig sein und hat keinen Grund zum Lärmen.

Wir waren so langsam in den Wald gekommen. Da standen die gleichen hohen Buchen, welche heute noch oben stehen, und der Weg hatte eine versteckte Aussicht auf die Häuser und das Tal. Dort setzten wir uns hin. Muttergottesfäden glitten durch die Luft, und ein paar letzte Sommervögel flatterten zwischen dem herbstlichen Laub. Ich glaube, daß wir einander nicht zehn ganze Sätzlein gesagt haben. Dafür wußten wir vielerlei in unsere Namen zu legen, und das machte die schönsten Reden aus. Als wir wieder ins Dorf kamen, brannten die ersten Lichter.

„Der Bahnhof kommt dann nicht auf die Grundmatte, und dem Höfliger nimmt's nur die obere Ecke seines Landes“, berichtete mir der Vater daheim.

Ich stand mit der Neuigkeit bald drüben in Rosés Küche. Der Neuhauser wollte eben noch ins Dorf, als ich die Auskunft brachte. Ich war voller Freude über die gute Lösung herübergekommen und froh, daß dieser Nebel aus unsern hellen Tagen gefegt wurde. Es ist ganz anders gekommen. Der Bauer geriet in einen unverständigen Zorn.

„Himmel Donnerwetter,“ lärmte er, „es gibt schon eine Sorte Leute, die nie recht wissen, wie sie es einem läß machen können. Was Reibs gehen etwa die andern meine Matten an; ich werde den die Sache lüpfen können, ohne eine Winde zu entlehnen. Der Teufel soll sie holen!“

Damit war wieder viel ungerechterweise auf meinen Vater gemünzt. Mir verschlug dieser plötzliche Ausbruch das Reden; als das Feuer zu lodern begann, hielt ich es für das beste, mich aus dem Wege zu machen. Rose sah mir mit großen erschrockenen Augen nach.

Es gibt Augenblicke, von denen man nicht weiß, wie man sie ins Leben passen soll. Sie sind weder groß noch klein und haben doch ihre

unvermeidliche Bedeutung. Erkannte man sie zur rechten Zeit, so wäre ihnen auf den Nacken zu kommen; aber meistens läßt man sie unbeachtet vorbeigehen, und dann hat alles mit einem Male ein ganz anderes Aussehen. Daß ich an jenem Abend weglief, hat mir in den Augen des Höfliger mehr geschadet als alles, was man ihm gegen mich und meinen Vater hätte zutragen können. Ich hätte ruhig ihm ablosen und seinen Garnknäuel entwirren sollen. Aber ich wollte es mit ihm nicht verderben und verdarb es um so mehr. Das Ausweichen ist immer eine falsche Rechnung. Einige Tage darauf — vorher bekam ich die Rose nicht mehr zu Gesicht — vernahm ich, daß der Neuhauser die Eisenbahn bereits in seine Pläne einbezog, als die letzte Meldung ihm alles wieder durchstrich. Weil er sich nur mit Mühe überhaupt an den Gedanken, daß Schienen und Bahnhof ihm sein Land teilen sollten, gewöhnt hatte, kam es ihm als ein Schimpf vor, daß man ihm nun diese Gewöhnung kurzweg als nicht geschehen abrechnete und so mir nichts dir nichts einfach wieder den früheren Zustand gelten lassen sollte. Das durfte man ihm nicht bieten. Er würde schon irgendeine Art ausfindig machen können, um nicht um seine Berechnung betrogen zu werden. Weil Rose im Gedankengang ihres Vaters schritt, vertrat ich nun fast mehr aus Eifersucht als aus Überzeugung die Meinung, daß es nur darauf ankomme, wie die Bahn am besten und billigsten gebaut werde. Ich redete eine Weile so her; dann stieg mir das Sonderbare dieser Unterhaltung für zwei Verliebte auf.

Rose saß neben mir im Gärtlein hinter dem Hause. Es war Abend und der schönste Sternenhimmel. Vor uns in einem Beete schwannten einige halberschlossene Asterköpfe. Es lag ein müder Duft auf der Erde. Der Herbst duftet manchmal so; es ist Ruhe und ist Erfüllung und doch schon Vergangenheit. Vielleicht machte uns der Duft beide ein wenig traurig. Rose weinte plötzlich still vor sich hin und ich wußte nicht, wie ich hätte trösten können; am liebsten hätte ich es ihr nachgetan. Der Waldhügel stand hoch und dunkel vor uns. Auf einmal fingen die obersten Baumwipfel an zu glühen. Es war ein seltsam rotes Licht. Dann wurde es der Mond. Er schien ungewöhnlich groß und leuchtend; aber die Sterne

blieben trotzdem heller. Auch die Nacht gab keinen Trost. Wir gingen auseinander, und es war uns trotz unserm Lächeln bang.

Unvermittelt — mein Vater war auf einige Wochen im Bad — schien die Sache wieder ins Reine zu kommen. An einem Morgen machte mir der Neuhauser den Vorschlag, ihn zu seiner Brunnstube zu begleiten.

„Er wird den auch wissen wollen, wie die Sache aussieht. Die Gerechtigkeiten bekommt die Rose mit.“

Auf dem Weg fragte mich der Höfliger, wie das jetzt mit dem Meitschi sei, und es werde etwa einen Ruck gehen müssen.

Ich erklärte, daß es mir recht sein könnte, wenn ich ihm und der Mutter passe.

„Wegen dem ist bald fertig geredet, und das andere mach ich dann mit dem Präsidenten aus!“

Es war ein grauer Morgen. Auf allen Hecken glitzerten nasse Spinnennetze, und der Nebel kam bis ins Tal herab. Es ging ein gutes Stück zur Brunnstube. Der Weg lag mir länger in die Beine als sonst; ich wartete immer auf die gute Rede des Bauern. Es deuchte mich merkwürdig, daß er, wo wir gute Gelegenheit gehabt hätten, alles durchzusprechen, um die Eisenbahngeschichte herum kam. Es war irgendein Ungewisses da. Es konnte in die Höhe gehen wie der Nebel und eine gute oder schlechte Aussicht aufstun. Aber es geschah nichts. Auch späterhin nicht. Da legte ich meine Wachsamkeit schlafen und freute mich an jedem geschenkten Tag.

An einem Abend ging ich gegen den „Mohren“. Da ich den Oberlehrer Meier beim Schoppen sitzen sah, machte ich mich hinein.

„So, so“, sagte er, „wird bald geheiratet?“

„Es wird nicht so pressieren“, antwortete ich, trotzdem es mir wohl gepaßt hätte, dem Lehrer recht geben zu können.

„He, ich habe bloß gemeint, weil der Neuhauser bauen will.“

Das gab mir einen raschen Stich.

„Wo will er bauen?“

„Auf der Grundmatte, der neuen Bahn zu.“

Nun wußte ich den Grund zur Gemütlichkeit des Neuhausers. Er hatte wohl irgend etwas ganz Schlaues ausgeschwiegen.

„So, davon hab ich nichts gewußt.“ Es hatte keinen Zweck, daß der Lehrer um meine unruhige Verlegenheit merkte.

Auf dem Heimweg ging ich bei der Gemeindefanzlei zu. Im Gang hing der Plan; die Einspruchsfrist war schon seit zwei Tagen verfloßen. Das Haus war in die möglichste Nähe der Bahn gerückt, so daß, wenn irgend etwas gebaut wurde, es durch die geplanten vier Mauern gehen mußte. Dabei war es so, daß für die nächste Zeit die Grundmatte nach der Meinung der Bahngesellschaft nicht irgendwie belastet werden durfte. Man rechnete mit der Möglichkeit, auf dieser Seite der Bahn ein weiteres Abschiebegeleise und den endgültigen Güterschuppen bauen zu müssen. Die Sache schien also fein ausgeklügelt und trug dem Höfliger einmal ein gutes Stück Geld ein.

Mein Vater, welcher als einziger der Eisenbahnkommission im Gemeinderat saß, war verreist; von den andern hatte keiner vom Plan eine Ahnung. Man ist auf dem Land gewöhnt, daß in öffentlichen Sachen alles seinen einfachsten und gesetzesmäßigen Weg geht, und nimmt sich nicht einmal die Mühe, nachzusehen, ob es wirklich so ist.

Auf diese Weise kam der Neuhauser zu seiner Bewilligung, und mein Vater, als er es vernahm, zu einem schrankenlosen Zorn. Alles war so weit gediehen, und nun mußte an die Oberbehörde appelliert werden.

Unterdessen baute der Bauer, welcher am ersten Tage nach der Bewilligung die Handwerker hatte kommen lassen, ruhig weiter. Ich sah ihn manchmal von unserm Haus aus vor dem Lattenhag des Neubaus stehen und an die Stangen hinauf stieren. Der Baumeister ging mit schweren Tritten über den obersten Gerüstboden und warf rauhe Worte über die Arbeiter hin. Der Neuhauser hatte auswärtige Leute gedungen und war mit der ganzen Bauerei wider das Dorf geraten. Bekümmert zog er an einem ausgebrannten Zigarrenstummel und schien nicht recht darüber im Klaren, welchen Ranz die ganze Geschichte noch nahm. Nach einer Weile schnitt er das angebrannte Ende seines Stumpens ab und schob das andere hinter die Zähne. Dann machte er sich mit langsamen Bewegungen heimzu und spuckte mit Absicht vor dem Hause meines



Zum 50jährigen Jubiläum der Gotthardbahn.

Airolo gegen das Gotthardmassiv.

Phot. Wehrli, Zürich.

Vaters aus. Das Regelmäßige seines Gehabens war Troß. Es ging ihm selbst am unbehaglichsten bei der Sache, denn seine Eitelkeit hatte er noch nicht dabei; dennoch wollte er auch jetzt nicht daran denken, nachzugeben. Eine Erinnerung war ihm plötzlich wie ein schwerer Stein in das trübe Wasser seiner Schadenfreude gefallen. Er sah voraus, daß er an einem Hag stand, vor welchem seine Schlaueit bocken mußte, und er fand vorläufig keine Möglichkeit, über das Hindernis zu kommen.

Die Grundmatte war durch einen Streifen Gemeindelandes von der Hauptstraße getrennt, und auf der andern Seite würde die neue Bahn fahren. Was der Neuhauser jetzt noch sann, ging

um ein Begrecht. Er fuhr wie eine arme Seele in seinem Hause herum, und Rose hatte mehr verweinte als blanke Augen.

Ich wurde manches mal mit warnenden Händen von der Küchentüre weggewunken, wenn der Alte seinen besonders grätigen Tag hatte.

Raum war mein Vater zurück, brachte der Nachmittag den Neuhauser. Er trug schon einen unerträglichen, spöttischen Troß mit und warf ihn mir gleich mit einem niederträchtigen Blick in die Augen. Mich dauerte die Rose, wenn sie um diesen Gang wußte. Ich wollte mich mit Geschicklichkeit hinter die Türe machen. Mein Vater aber hielt mich zurück; er mochte einen Zeugen brauchen, und ich kam ihm wohl aus anderen

Gründen noch besonders recht. Er hatte die Gelegenheit nachträglich nach allen Möglichkeiten mit dem Gemeindeammann und den Gemeinderäten besprochen, und wartete nun auf den Neuhauser. Mein Vater hatte mich gerne bei seinen Geschäften. Von dieser Gewohnheit mochte er vielleicht — gerade weil er um mein Verhältnis mit Rose wußte — nicht abgehen. Er wollte wohl wissen, wie ich mich zu der Sache stellte, wenn ich auch gefühlshalber nicht ganz mit ihm ging.

Er hat in dieser Beziehung einen Sieg gehabt. Daß ich ihm dafür außerordentlich dankbar gewesen wäre, will ich nicht sagen. Der Einsatz, welchen ich dabei verlor, war groß genug.

„Ich komme wegen dem Wegrecht!“ Der Höfliger stimmte sich gleich auf einen drohenden Ton, mit welchem er sich in Nachteil setzte.

„Wegen welchem Wegrecht?“

„He, denk wegen dem zum Haus!“

„So“, sagte der Vater, ging um den Tisch, welcher ihn vom Neuhauser trennte, herum und stand nun dicht vor ihm, „so, und nun meinst du wohl, daß das so einfach in den Tag gleiten soll, wie die Bauerei; da bist du aber läß berichtet, mit dem Wegrecht ist's nichts!“

„Herrgottsternensakrament!“ Der Bauer fuhr auf, als hätte er ein Messer zwischen den Rippen. „Wer will mir gegen das Recht?“

„Ich“, sagte der Vater ruhig, „ich und der Gemeindeammann und der Gemeinderat!“

„Warum ist mir nichts gesagt worden?“ schlug der andere dazwischen, „ich bin auch Gemeinderat!“

„He nun, deine Meinung konnte man ja wissen, und nun hast du den Bericht auch gehört. Dann ist am Abend Gemeinderatsitzung!“ Höfliger fuhr wieder auf. Was brauchte da der Gemeinderat dazwischen zu reden. Das Wegrecht wollte er, und damit war die Sache fertig, und wenn man es ihm nicht geben wollte, so würde es den noch Leute geben, welche das Recht nicht einfach drehen mochten.

„Höfliger“, sagte der Vater, „mit dem Recht drehen ist das so eine Sache, merk dir's, daß nicht ich dir den Vorwurf gemacht habe.“

„Ja, das Recht dreht ihr, du und der Gemeinderat, und wenn ihr es lang nicht haben wollt. Oder warum gebt ihr einem eine Bewilli-

gung und macht sie einem andern streitig? Oder warum soll man ein Haus bauen können, wenn man einem keinen Weg dazu geben will? Ist das vielleicht nicht das Recht gedreht?“

„Höfliger“, schloß langsam der Vater, „ich will nicht Händel mit dir; was ich dir sage, sage ich dir, weil ich es dir als Gemeindepräsident sagen muß und weil du zu mir kamst; wäre ich da gewesen, du hättest die Bewilligung nicht! Was ich noch weiter zu bemerken habe, will ich auf den Abend sparen, damit du siehst, daß ich es nicht auf persönlichen Hader mit dir absehe. Und nun überleg dir's, weil ich doch denke, daß wir es den Jungen nicht schwer machen sollten.“

Vielleicht wäre der Neuhauser auf den Gedanken, der Rose und mir seine Niederlage entgegen zu lassen, nicht gekommen. Mein Vater hat ihn durch sein Zureden darauf gestoßen. Er stand einen Augenblick mit halbgeschlossenen Augen.

„Auf die Schwiegerchaft mit dir verzichte ich heute schon, und der Junge soll sich nur keine Gedanken machen. Es könnte sein, daß ihm, wenn er sich wieder auf dem Hof herumtreibt, der Hund vielleicht hurtiger an die Waden ginge als ihm lieb ist!“

„Tut das der Rose nicht zuleid, Neuhauser!“ bat ich, und ich glaube, ich hatte Tränen in den Augen.

„Hättest du besser gewußt, was du dem Vater der Rose zu lieb tun mußt; die Rose wird schon vernünftig werden, die Neuhauser sind noch nie wegen nichtgeratenen Liebeleien in die Auszehrung gekommen!“ Dann schlug er die Türe ins Schloß. Er nahm viel Sonne mit, was mich anging. Der Vater sagte nicht mehr viel; es mag ihm nachträglich nicht gepaßt haben, daß er mich in den Händel hineinzog.

Am Abend bekam der Neuhauser in der Sitzung den gleichen Bescheid wie am Nachmittag. Das Wegrecht wurde ihm verweigert; da sagte er den Prozeß an.

Als ich den Höfliger in der Sitzung wußte, ging ich zur Rose hinüber. Ich hatte genug von den Scherereien um Haus und Wegrecht in meine Liebe greifen lassen, und mochte nichts von der Sache sagen. Ich sah der Rose rote Augenränder an, aber ich konnte nicht fragen.

Wir saßen bei anbrechender Nacht wieder hinter dem Haus auf dem Bänklein im Garten. Es war nicht übermäßig warm. Wir merkten es erst, als wir beide nachher unserer Wege gingen. Solange wir aneinandergelehnt in den Himmel saßen, dem einzigen Sternlein nach, welches immer zwischen den Wolken durchleuchtete, ging uns an Wärme nichts ab. Der Waldhügel stand vor uns; diesmal bedrohlich und schwarz. Die kahlen Äste der Baumwipfel stachen erregt in den weißblauen Himmel. Vor uns ging ein breiter Lichtstreif durch den Garten. Es war so still, daß man durch den Fensterspalt über uns das Ticken der Wanduhr hörte. Hin und wieder kam Rosés Mutter aus der Küche und rührte die Apfelschnitze in den Kuchenblechen auf dem Ofen. Man nimmt sich selten Zeit, Ungemütlichkeiten wirklich zu besprechen, so daß ihnen das Bedrückende genommen wird, daß man auf den Grund sieht und auch den trüben Bodensatz erkennen kann. Man spart sich solche Auseinandersetzungen auf drei Abschiedsminuten zusammen und bringt sie dann überstürzt und gehässig zur Sprache. Damit verdirbt man meistens mehr als mit der Ursache selbst. Aber die Menschen sind einmal so. Es muß seinen Grund haben, daß sie immer wieder auf die nämlichen Fehler verfallen und immer wieder über die nämlichen Thorheiten zu Rate gehen und weise Schlüsse ziehen. Die größte Weisheit, und wenn es die eigene gewesen wäre, hätte mich damals wahrscheinlich auch nicht zum Reden gebracht. Es war mir vorläufig, solange ich bei meinem Mädchen saß und ihre Hand in der meinen drückte, noch nicht um Wissen und Gewißheit zu tun. Mir schien der Augenblick und der vergangene und der nächste etwas sehr Röstliches, daß es mir wenig bang war, wie es weiter gehen würde, denn Rose machte keine Anstalten, mich heimzuschicken.

Ein plötzlicher Wind ging durch den Garten. Die dürrn Blumenkräuter raschelten. Auf einmal froren wir. In diesem Augenblick rief die Mutter zum Fenster hinaus, der Bauer komme. Jetzt kam mir unvermittelt der Gedanke, daß ich Rose vielleicht nicht mehr sehen würde, weil sich doch ein Zusammenhang zwischen unserer Liebe und den vereitelten Plänen Neuhausers herstellen könnte. Ich wollte auf einmal alles

wissen und sicher wissen. Es klang wie eine angstvolle Drohung, als ich die Frage stellte, wie Erwartung und Troß.

„Und Rose, wie wollen wir es jetzt halten? Der Neuhauser hat heut böß gedreht! Er war wegen des Wegrechts beim Vater. Uns kann es zwar gleich sein.“

Die Rose mochte ein besonderes Ohr für die Drohung und den Troß haben. Die beiden nahm sie mir ab und gab sie mir zurück:

„Du hättest zu meinem Vater stehen dürfen; es ist keine Art, daß du so zugehört hast, wie der Präsident den Vater, welcher schließlich im Recht gewesen ist, angefahren hat. Ich hätte davon nicht mehr geredet, aber da es dir scheint's keine Ruhe läßt, kannst du auch wissen, daß ich um dich geweint habe und daß mir die Augen noch weh thun!“

Sie hatte eine verstoßte, siegreiche Stimme. Das Sternlein am Himmel war verschwunden. Vielleicht sah ich es nicht mehr, weil mir der Kopf wirr war. Ich ging mit meiner Angst doppelt beladen nach Hause. Es gibt bei den Männern keine größere Eigensucht als die Liebe. Ich glaube, daß Rose in jener Nacht tief an mich gedacht hat und mit guten Gefühlen; ich habe kaum einen Gedanken für sie gehabt, desto mehr aber für mich.

Am nächsten Tag fiel der erste Schnee. Auf einmal hat das Leben ein ganz anderes Aussehen. Die Menschen fangen an, sich zu rühren, als müßten sie vielerlei nachholen. Sie sind geschäftig wie die Flocken, welche von den Wolken heruntertanzen. Alle Verzagtheit und alle Verdrossenheit hat ein Ende. Die Stuben füllen sich mit gegenwärtigen und zukünftigen Geheimnissen. Die Kinder sitzen auf den Türschwellen und machen große Wunschaugen, und die Eltern geheimnissen mit einverständlichem Lachen im Blick herum. So ist der Winter, wenn der erste Schnee fällt. Er ist ein Märchen in der Wirklichkeit. Er ist die Erfüllung und glückliche Sehnsucht. Er ist weiß und voll zierlicher Sterne. Grauer Rauch geht über die makellosen Ebenen, und weit hinten in den Tälern warten Nebel auf den Abend. Die Wälder sind mit neuem Glanz erfüllt, und die kalte Mittagssonne läßt tausend Federchen von den Zweigen flattern.

Über allem sind die Stimmen der Menschen laut und freudig, und die Glocken der Schlitten läuten in unermessliche Weiten. Das ist der Winter.

Die Leute vom Neuhaus merkten kaum etwas von dem großen Festtag. Es war kein Hund im Hof, welcher beflissener die Waden der Eindringlinge angriff; aber ein Ungetüm lauerte doch vor allem: die Sorgen und der Unmut des Bauern. Auch mir ist noch nie ein Winter mit solcher Kälte in die Seele gefallen. Es gibt zwar sonst noch Leute, welche sich vor dem Winter ängstigen, welche keine Augen für seine Freudenlichte und Geheimnisse haben. Sie sehen nur seine harten, unerbittlichen Nächte, und seine kahle, unfruchtbare Kälte. So habe ich mich nicht vor dem Winter gefürchtet. Mir waren gerade seine Schönheiten und Erfüllungen eine Qual, weil ich sie nicht austoben konnte. Meine Uhr ging einen merkwürdig langsamen und unfrohen Gang.

Wer den alten „Mohren“ nicht gekannt hat, kann sich nicht vorstellen, welche unbescheidene Häßlichkeit durch den neuen Bau an seine Stelle gekommen ist. Es war ein breiter, niederer Stod, mit einem hohen Erdgeschoß und einer Reihe heller Scheiben darüber. An der Ecke, der Post zu, hing das Schild, ein Mohrentopf in einem grünen Kranz. Vor dem Eingang, welchem eine gemessene, breite Sandstiege mit eisernem Geländer zuführte, standen alte Platanen. Die Wirtsstube war voll traulicher Dämmern. Es mußten im Sommer auch Maien vor die Fenster: zündrote Geranien oder rotweiße Fuchsien. Ein tiefer Wandschrank aus Kirschholz stand im „Mohren“ neben dem neuen Bierauschank. In der zierlich gewölbten Nische des alten Möbels bligte ein kupferner Wasserkessel. Auch die Wanduhr war in den Kasten eingebaut. Sah man den Schrank, so überkam einem eine herrliche Zuversicht auf den Inhalt und die Umgebung. Der Wirt war einer jener Männer, welche man nicht unaufgefordert anspricht, und von denen es eine Ehre ist, angesprochen zu werden.

An einem Sonntagabend gingen der Vater und ich aus einer Versammlung in die Wirtsstube. Der Neuhauser saß da mit der Rose. Der Vater, welcher nicht viel auf lange Ungemütlichkeiten setzte, machte sich hinter den Tisch zum

Höfliger, und ich setzte mich neben Rose. Der Bauer war zugeschnappt wie ein Vexierschloß. Der Vater bekam den rechten Griff, ihn aufzuschließen, nicht heraus. So war eigentlich mehr verpfuscht als geregelt. Es gibt nichts gefährlicheres für einen Streit, als wenn die, welche es angeht, stillschweigend einander gegenüberstehen. Die Rose und ich waren auch nicht über einen Händedruck hinausgekommen.

Da trat der Gemeindeammann herzu; er grüßte und setzte sich auch an den Tisch.

„So, ist wieder Frieden im Land; das ist schön!“ lachte er.

„Ich habe nichts vom Krieg gewußt“, entgegnete der Vater unbehaglich.

„Und ich nichts vom Frieden“, fuhr der Neuhauser auf.

Mein Vater wurde dunkelrot; die Sache saß ihm tiefer, als ich meinte. Seit der Zeit, als sie sich in der Schule verprügelt hatten, waren sie ohne laute Händel ausgekommen. So sagte er nichts.

Ich sah zur Rose hinüber. Der ging eine Träne dem Augenlid nach.

„Ihr solltet nicht so reden, Neuhauser“, meinte ich.

„Wie soll ich nicht reden“, brach er aus, „ich werd denn reden können wie ich mag; es hat dich niemand geheißt, an meinen Tisch zu hocken! Wenn es dir nicht paßt, so kann ich ja gehen! Die Alten werden sich noch vor den Jungen drücken müssen! Das täte dir wohl passen!“

Und Rose fuhr er an: „Mach nicht ein Gesicht, als ob du hinter einer Leich wärest, Meitschi! Der Schnauser wird wohl zu ersetzen sein! — So, zahlen!“

Nachher ging er ohne Gruß, die Rose hinter ihm drein; sie sah nicht einmal bei der Türe um.

Auch wir sind dann bald miteinander heim, der Vater und ich. Der Mond leuchtete hell auf den körnigen Schnee, und es war ungemütlich kalt. Die Häuser schlugen harte Schatten auf die Straße und unsere Schritte sangen.

„Ja“, seufzte ich.

Der Vater ging mühselig neben mir her.

„Es wird nichts zu machen sein!“

Mir schien auch keine große Hoffnung und Aussicht mehr offen.

„Man muß darüber schlafen!“ Wenn der Vater das sagte, so wußte ich, daß er eine ruhelose Nacht haben würde.

Wir sind auch wirklich auseinander geraten, der Vater und der Neuhauser, die Rose und ich. Es gibt Zeiten, wo man nur einen Weg zu erkennen und zu gehen vermag. Er mag noch so ungepflastert und voller Ränke sein, man kommt nicht mehr von ihm ab, wenn auch hundert glatte Kreuzungen und Wegweiser einem begegnen. Die Menschen wollen ihr Ungeschick. Wenn es dann vier Menschen zusammen wollen, so hat es keinen Grund, auszubleiben. Es ist zwar eine lange Zeit gegangen, bis ich das gemerkt habe. Denn ich meinte immer, die Rose müßte einsehen, daß ihr Vater den härteren Kopf habe als ich, und daß ihr meine Meinung mehr gelten müsse als die ihres Vaters. Ich würde ihr allerlei Recht zuerkannt haben, sobald sie nachgegeben hätte. Weil sie es nicht tat, blieb ich stolz. Der Stolz ist immer ein Knüppel im Glück. Man muß ihn zur rechten Zeit über die Hügel schleudern können, so macht sich manches leichter. Es geht ja nichts verloren auf dieser Welt, und man kann sein Päcklein immer dort wieder finden, wo man es hingeworfen hat. Ich habe aber meinen Stolz in beide Hände genommen und damit wie mit einer Keule gefochten und Wunden geschlagen, wo Pflästerlein hätten sein sollen.

Eigentlich ist nicht mehr viel zu sagen. Der Höfliger zwang seinen Prozeß durch alle zuständigen Gerichte und überall zog er den kürzern. Eine Zeitlang schien es, als ob ihm die Sache dermaßen aufs Gemüt schlug, daß er daran

dachte, sich aufzugeben. Im Grunde genommen ging es ja um nichts als um seinen Willen. Aber daß er diesen gerade da nicht haben sollte, hätte beinahe genügt, ihn ganz zu brechen. Dann riß er sich zusammen. Er kam wieder in den alten Gang und zur früheren Achtung. Nur meinem Vater trat er aus dem Weg. Es war so, als ob dieser nicht mehr da wäre, wenn er mit



Zum 50jährigen Jubiläum der Gotthardbahn.

Bellinzona, Castello di Svitto.

Phot. Wehrli, Zürich.

ihm zusammentraf, und er sagte niemandem gegenüber jemals ein Wort — weder im Schlechten noch im Guten — über seinen früheren Schulkameraden. Seine Leute aber standen hinter ihm. Die Rose hielt zu ihm in allem; aber heiraten wollte sie nicht. So leicht hat wohl der Neuhauser den Schnauser doch nicht ersetzen können.

Man kann im Dorf eher als in der Stadt täglich aneinander vorübergehen, ohne sich irgendwelche Ehre zu erweisen und sich doch nicht beleidigen. Man ist sowieso spärlicher mit seinen Höflichkeiten, es ist nicht, daß man weniger aufeinander hält. So war es nichts Ungewöhnliches, daß, wenn wir uns begegneten, ich die Rose und die Rose mich nicht mehr grüßte. Nur das erstemal hat es uns beiden einen Stich gegeben. Ich war eben dabei, beim Schmied ein paar Zwingen zu erstehen, da kam sie mit ihrem Korb aus dem Dorf. Als sie mich sah, wurde sie rot. Mir schoß alles Blut aus dem Kopf. „Wenn sie mich nun noch grüßt“, dachte ich, „so soll das ein Zeichen sein.“ Wahrscheinlich hat sie auf dasselbe gewartet. Sie ging an mir vorbei, und weder ich noch sie taten eine Bewegung. Der Heiniger, welcher damals noch schmiedete, drehte eben ein neugereiftes Wagenrad vom Brunnen her:

„Keine großen Sizen fällig“, meinte er spöttisch.

Da reute es mich, nicht gegrüßt zu haben. Man hätte auch anders auseinander gehen können.

Dabei ist es geblieben. Die Rose und ich sind langsam in die Jahre gekommen. Es hat sich eigentlich nie etwas Ungutes zwischen uns beiden ereignet; aber alles, was sich nicht erfüllte, wurde zu einem Dornenhag, an welchem nicht die unscheinbarsten Blümlein mehr trieben. Und doch wußte ich immer, was sie vorhatte, was sie tat, und ihr mochte es auch so gehen. Es gab immer Menschen, welche mehr Hoffnung für sich aufbrachten, als wir beide zusammen.

Ihr Bruder hatte den Hof übernommen. Sie war mit Vater und Mutter in das Altenteil, welches der Höfliger neben den Hof gestellt hatte und an welchem er Blumen hinaufzog, ausgewandert. Wie sie gegen die Vierzig machte, starb der Neuhauser. Am Tag, an welchem sie ihn begruben, haben wir Frieden geschlossen.

Es war ein blauer Sommermorgen, an welchem es trauriger schien, von der Erde zu müssen. Nach der Kirche ging Rose noch allein auf das Grab. Als sie wieder auf die Straße bog, begegnete ich ihr. Ich grüßte sie. Da hielt sie ein wenig an und wartete.

„Ich danke dann auch vielmals für den Kranz!“ sagte sie. Ich merkte ihrer Stimme an, daß sie sich gewundert hatte, ihn zu erhalten.

„Er ist mit meinem Vater in die Schule gegangen“, wollte ich erklären, „und schließlich ist es nun auch schon lang her mit dem Händel.“

Daß man bei einer solchen Gelegenheit immer die passendsten Trostworte findet, ist nicht die Regel; aber was ich gesagt hatte, war nicht lange ausgesucht.

Die Rose fing wieder lautlos an zu weinen. Ich konnte ihr nicht helfen, und dabei kamen mir meine früheren Ratlosigkeit in den Sinn. Wir machten uns langsam neben einander her ihrem Häuslein zu. Das hing voller Rosen. Dann schied ich mich an, umzukehren.

„Wollen Sie nicht noch hinauf kommen?“ fragte sie.

Ich war nie in dem Haus gewesen. Jetzt waren wohl Verwandte in den Stuben. Darum zögerte ich.

„Es ist nichts Läßes, und ich gebe Ihnen das Wegrecht“, meinte sie ein wenig stachelig.

Mich kam unwillkürlich ein Lächeln an. Es ist die gleiche Rose, dachte ich, und ich sagte: „Warum nicht, Rose, wenn du willst!“

Darob ging sie verwirrt an mir vorbei. Auf der Treppe sah sie sich um.

„Wollen wir wieder ‚Du‘ machen?“ fragte sie.

„Se, warum nicht!“

So bin ich hinaufgestiegen und habe der alten Frau und den Verwandten mein Beileid ausgesprochen. Nachher, als ich wieder ging, begleitete mich die Rose bis zum Gartenhag. Es wurde beinahe wieder wie früher: nur über fünfzehn Jahre später war es geworden. Das hatte auch uns um unser Wegrecht, um unser Recht auf einen gemeinsamen Weg gebracht.

Der alte Herr Erni lächelte ein wenig vor sich hin.

„Schön sind aber die Zeiten doch noch gewesen, und wir haben uns daran auf unsere

Weise gefreut. Manchmal haben wir ernsthaft überlegt, ob wir doch nicht ganz zusammen wollten; aber dann hat uns immer ein Lachen über diese Jungenleutegedanken hinweggeholfen. Wir hätten ja vielleicht unsere Herzen zusammen tun können; zwei Köpfe wären es doch geblieben, dazu hatten wir sie zu lange auseinander-gewöhnt."

Wir standen am Waldrand und sahen über das Tal und ins Dorf. Am gegenüberliegenden Hügel schwelte ein Feuer. In breiten Schleiern ging der Rauch über die Ebene, und in den Tobeln am Hang hinauf. Auf der Straße von Langenegg holperte die Post. Eine gelbe, altertümliche Kutsche mit drei groben Gäulen. Die Schellen klangen seltsam in den Abend. Dann fuhr der Zug in den Bahnhof ein. Und hastig und gemächlich sah man die Menschlein nachher dem Dorfe zugehen.

„Mich dauert der Rietmeier!“ sagte der alte Herr.

Seine Kritik.

„Weißt du, lieber Freund, ich möchte gerne mein neues Gemälde irgendeinem Institute zum Geschenk machen. Was könntest du mir da empfehlen?“ — „Stifte es doch für den großen Saal der Blindenanstalt.“

„Ruedi, wo wotsch hi?“ — „He, i d' Schuel.“ — „Es isch ja hüt gar feini.“ — „A bah, jnz ha-n-i mi vergäbe g'wäsch.“

Umgekehrt.

„Ist es wahr, daß du eine Frau mit einer unglaublichen Menge Geld heiratest?“ — „Wahre! Ich heirate eine Menge Geld mit einer unglaublichen Frau.“



Polarhunde auf dem Jungfrauoch.
Phot. Rohr, Bern.

Die kleinen Wörter.

Lehrer: „Ein einsilbiges Wort ist ein Wort, zu dem man den Mund nur einmal zu öffnen braucht; also Jakobli, nenne mir ein solches.“ — Jakobli: „Chlini Händöpfeli.“

Außerstande.

Ein Bauer kündigt seinem Knecht, der nicht gerade das Pulver erfunden hat, die Stelle: „So Hans, i vierzäh Tage muesch luege für ne angere Meischter.“ — Darauf das Knechtlein: „So, so, wotsch du furt.“

Schlau aber praktisch.

Lehrer: „Angenommen, in einer Familie sind fünf Kinder, aber die Mutter hat nur 4 Kartoffeln, die sie unter sie verteilen will. Was wird sie machen?“ Marieli: „Händöpfelstock.“

„Vater, warum isch din Schnauz schwarz, ond dini Haar wuß?“ — „Wätscht Josefli, de Schnauz isch halt zwänzg Johr jünger.“